

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 15 (1911)

Artikel: Füsilier Götz
Autor: Pfister, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575276>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

überraschender Klarheit in den ruhigen Wassern des Sees. Vögel umkreisen den Palast und lassen sich in Reihen auf den hohen Mauern nieder, diese schwarz einfallend.

Das Mädchen im roten Sari schließt zur Hälfte seine langbewimperten Augenlider, die so voll von farbigen Träumen sind. Wie sie staunt, scheint alles ätherisch zu werden und ist von einem Licht erhellt, das von innen zu kommen scheint.

Dome, Türme und Terrassen verschmelzen langsam zu einem vom Sonnenuntergang gemalten Wolkenland. Der durch die Schatten der kommenden Dämmerung verschleierte See verwandelt sich noch einmal in eine geheimnisvolle ätherische Fläche, und die Stadt, die noch immer in übernatürlicher Lieblichkeit schimmert, scheint etwas Unantastbares zu sein, das zerbröckeln wird, sobald die Nacht hereinbricht... (Schluß folgt).

Füsilier Götz.

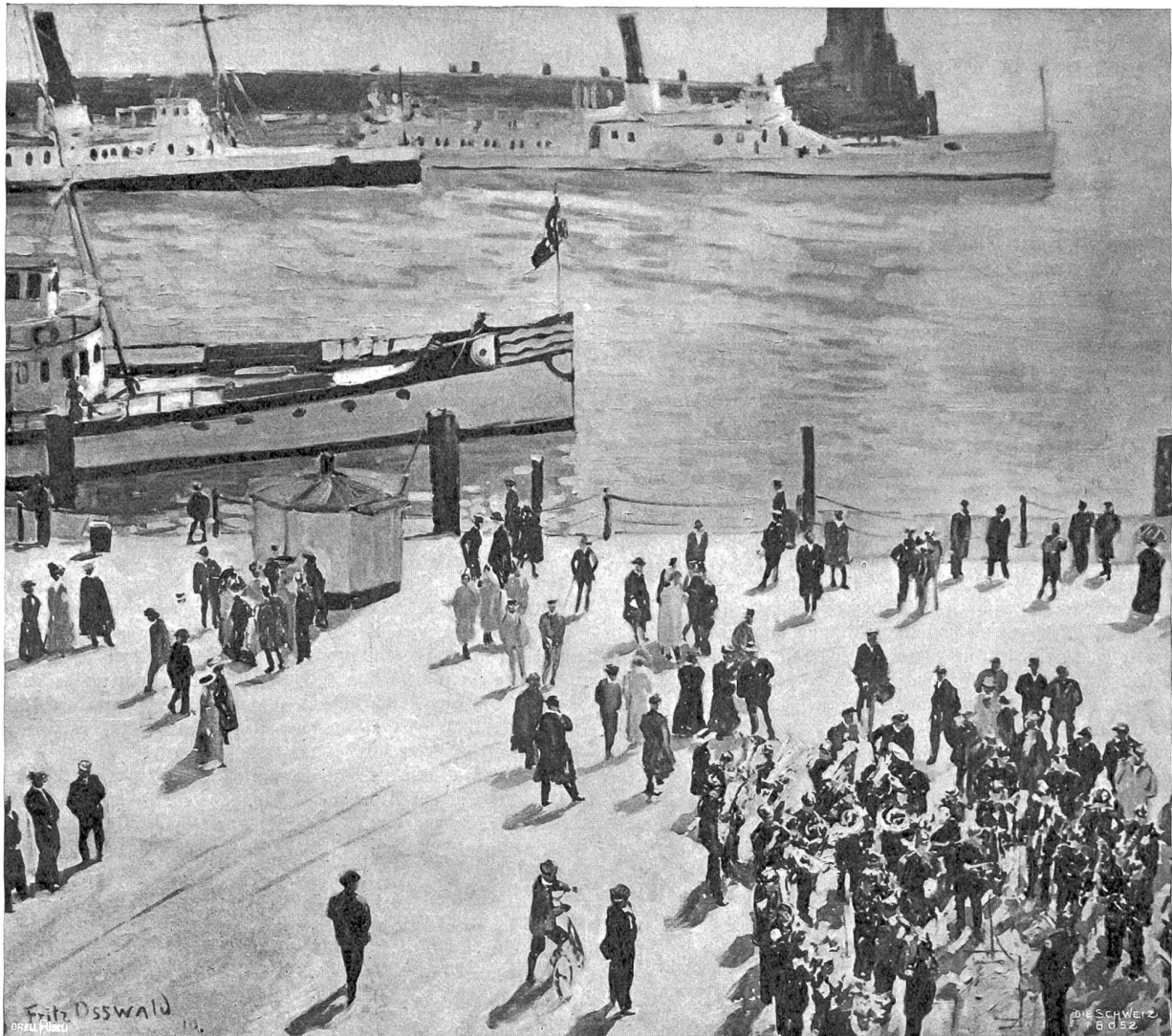
Nachdruck verboten.

Skizze von Max Pfister, Zürich.

Wir saßen am Kaminfeuer und tauschten Militärerinnerungen aus. Mein Freund erzählte:

„Es war in der Zeit, da ich als junger Leutnant meine Rekrutenschule zu machen hatte. Gar liebe Jungs waren in meinem Zuge, und besonders an einem hatte ich große Freude. Er war einer der Kleinsten und fiel mir schon bald auf, da keiner den Kopf so aufrecht trug, keiner so pfllichtefrig und begeistert dreinschaute wie der kleine Götz. Er ging stets halb im Taktschritt und marschierte wie ein spanischer Gockel über den Kasernenhof. Als ich ihn einmal zu mir herrief, rannte er eilig herbei und riß wundervoll die Absätze zusammen. „Na, wo habt Ihr denn das stramme Wejen her?“ „Ich war bei

der Fremdenlegion, Herr Leutnant!“ Ich fragte ihn über dies und jenes, und er hielt es für eine große Ehre. Sein dichter Schnurrbart machte ihn älter, als seine Kameraden schienen, und richtig war er auch schon dreißig Jahre alt, hatte Frau und zwei Buben, wie er leuchtend berichtete, und machte den Dienst aus reiner Begeisterung. Er war schon in der ganzen Welt herumgekommen und ließ sich einmal anwerben als holländischer Legionär. Aber er hielt es nicht lange aus, und nach einem Vierteljahr, als er nach Indien eingeschifft werden sollte, desertierte er in einer dunkeln Nacht. Nun, er hat recht gehabt; denn er war ein tüchtiger Soldat, den wir in der Schweiz wohl gebrauchen konnten. Er gab sich riesig Mühe,



Fritz Ohswald, Zürich-München.

Lindauer Hafen (1910).
Von der Eidg. Kunstkommission angekauft.



Frig Obwald, Zürich-München.

Safenfähre.

meine Zufriedenheit zu erwerben, da er noch Unteroffizier werden wollte. Turnen konnte der Kerl, na, besser als sein Zugführer, und sein Korporal sagte mir, daß er seinen Kameraden stets helfe, wenn er vor ihnen fertig sei. Ich fühlte gut, daß er Zutrauen zu mir hatte, da ich gerecht und milde war, wenn ihm das Gehorchen etwa schwer wurde. Selbstverständlich, er war ja schon längst selbständig und zudem neun Jahre älter als ich! Ich sehe ihn noch, wie er an unserm Kompagniefest mit seiner Frau tanzte. Die Füsiliere hatten ihre Mädchen mitgebracht und tanzten und fangen, fröhlich und hochgestimmt. Auch Frau Götz war zugegen, die beiden Buben standen in einer Ecke, jeder mit einer Wurst in der Hand, und durften zuschauen, wie der Vater, stolz wie ein Pascha, sich mit der Mutter im Kreise herumdrehte. Sie war ein feines bleiches Fingüßchen, etwas größer als er, in einem verwaschenen hellen Kleide, mit Sorgenaugen und zerstochnen Fingern. Er brachte sie zu mir, Arm in Arm; ich gab ihr die Hand und fragte Götz, ob er mir einen Tanz gestatte mit seiner Frau. Sie errötete, und er strahlte. Ich vernahm später, daß er sich stets rühmte, der Herr Leutnant hätte mit seiner Frau getanzt. Der Abend verlief sehr vergnügt. Götz machte Kunststücke und sang Schelmenliedchen aus der Fremde. Als man in die Kaserne zurückkehren mußte, kam er mit seiner Familie und sagte, er danke schön für die Ehre; seine Frau machte einen Knix, und die zwei Götslein sperrten die Mäuler auf. Ich hatte viel Freude an der kleinen Gesellschaft, und Götz war in der Achtung seiner Kameraden noch um einen Grad gestiegen...

Mein Freund machte eine Pause. „Die Geschichte hat traurig geendet. Götz besaß, was die meisten Soldaten sonst zu wenig haben, ein sehr ausgeprägtes Ehrgefühl. Er war bereitwillig, gutmütig und kameradschaftlich, alles war bei ihm mit Freundlichkeit und Güte zu erreichen; aber er war sich stets bewußt, daß er eine Ausnahmestelle spiele, indem er verheiratet war und viel welterfahrener als alle seine Kameraden.

Er nahm sich deshalb auch sehr in acht und hütete sich, sich eine Blöße zu geben, und so stand er in einem gewissen Ansehen, da er noch nie öffentlich gerügt werden mußte. Als ein Korporal ihn einst grob anfuhr mit „Sie Stöpsel“, da sagte er ruhig: „Korporal, ich bin der Füsilier Götz!“ So trieb ihn sein Ehrgeiz an, den ersten Platz im Zuge zu erreichen und zu behaupten, und sicher wäre er Unteroffizier geworden. Na, höre das Ende! Es war ein wunderbarer Ostersonntag. Rings blühten die Hänge, und leuchtender Frühling duftete in allen Gassen. Wir hatten Quartier in dem alten Wallfahrtsort Heiligenberg, wohin wir auf unserm Schlugausmarsch gekommen waren. Die Soldaten waren den ganzen Tag frei, da die vorangegangene Woche voll anstrengender Arbeit gewesen war. In jedem Wirtshaus sah man kleinere Trüpplein beisammensitzen, hörte aus einer Laube Gesang oder das Lachen eines frühlingsfrohen Mädchens, mit dem die Schelme ihre Späße trieben. Es lag in der Luft, die Ausgelassenheit und die Freude an einem hübschen Fräulein. Der kleine Ort hatte eine heilige Miene aufgesetzt. Es wa-

ren viele Pilger angekommen, und fast unaufhörlich tönten Glocken von den Barocktürmen der Stiftskirche. Aus den Fenstern rings um den großen Platz mit dem Gesundbrunnen hingen die ersten Geranien, und Zweige von jungem Buchenlaub standen in hohen Gläsern. Am Vormittag schon war eine Prozession vorbeigezogen mit Fahnen, Brokatgewändern, blühendem Gold und getragen von dem eintönigen Gesang der Pilger. Am Abend sollte ein weiterer Umzug stattfinden, und als die Sonne sich zum Untergehen rüstete, sammelte sich eine gewaltige Menge in der Kirche. Auf den Straßen bewegte sich die unheilige Bevölkerung; Soldaten standen schwabend und rauchend beisammen; Offiziere bummelten mit schleppendem Säbel über den Platz, und Mädchen und Frauen, Arm in Arm in langen Reihen, schauten ihnen nach, fichernd oder schüchtern bewundernd. Aus dem Wirtshaus zum heiligen Quell tönte ein Soldatenlied, und über allen Gassen blaute ein gläserner durchsichtiger Himmel. Es war so ein Abend, an dem man den Kopf hoch trägt und eine Seligkeit im Herzen spürt, daß man alle Menschen lieb hat, daß man müde Füße vergißt und auch eine schlechte Zigarre mit behaglichem Vergnügen raucht. Eine leichte wohlige Dämmerung sank herab. Da tönten Posaunenstöße aus dem Innern des Domes, ein feierlicher Choral setzte ein, und unter den weitgeöffneten Portalen erschien die Abendprozession. Jeder Pilger trug eine Kerze und sang andachtsvoll sein Ave Maria. Sie zogen gegen den heiligen Berg, einen nieder bewaldeten Hügel, auf dem eine Kapelle des heiligen Meinradus stand. Einer hinter dem andern, dazwischen Frauen und Mädchen, schlängelte sich die Kette den Zickzackweg hinauf, und alle fangen und verehrten die Gottesmutter im friedlichen Abend, im Blau der Kirzbäume, in den leise heraufziehenden Sternen. Die Nacht brach herein, und die leuchtende flimmernde Kette der Lichtlein bewegte sich wieder den Berg hinunter, manchmal unterbrochen von einem buschigen Baum, aber immer wieder freundlich zum

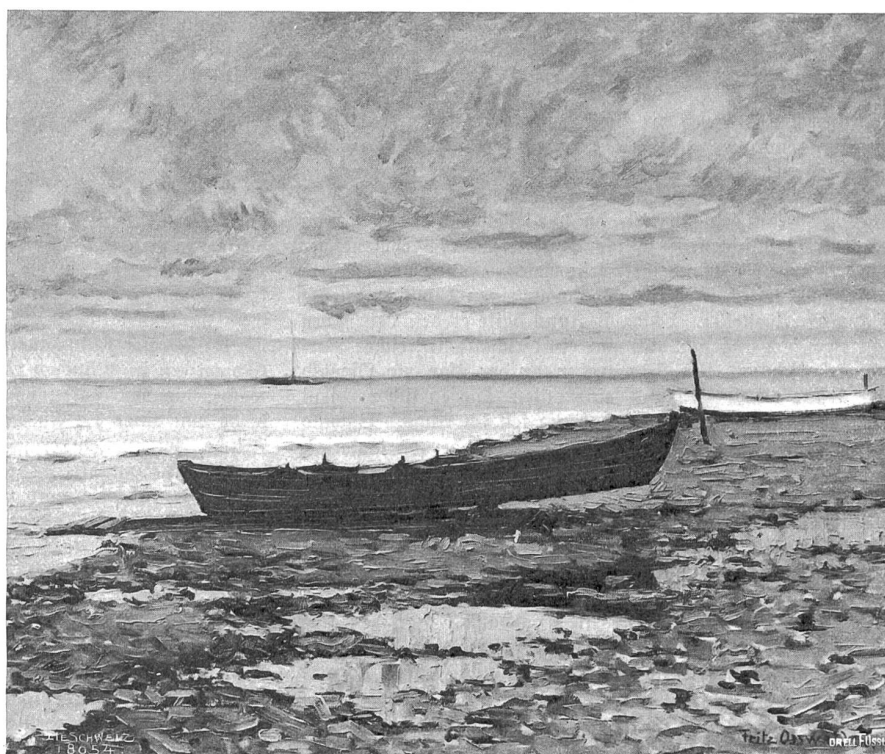
Vorschein kommend. Wir Offiziere standen vor dem Kirchenportal und genossen den ruhevollen Abend. Singend zog der Zug an uns vorbei in die Kirche, und bald hörte man das Läuten zu Beginn der Messe. Eine große Menge füllte den Raum. Kerzen warfen ein warmes, flackerndes Licht auf andächtige Gesichter und dunkle Deckengemälde, und eine süße Musik zog zwischen den Säulen hindurch zu den hohen Fenstern hinaus. Mein Freund und ich standen weit hinten, ganz erfüllt von der zauberhaften Umgebung. Da begann alles zu singen, und mächtige Orgelakkorde brausten dazwischen, wie Windstöße im Birkenwald. Da bemerkte ich plötzlich mitten unter den Pilgern einen kleinen Soldaten, der mit einem alten Weiblein aus demselben Lieberbuch gar eifrig mitsingt und mit dem Nestchen einer Prozessionskerze die gelben Seiten beleuchtet. Das ist ja der Götz! Schon vor einer Weile hat es neun Uhr geschlagen, und der Kerl ist noch nicht im Kantonnement! Boy Teufel! Ich steuerte auf ihn zu und zupfte ihn am Ärmel. Er sah sich um und mußte sich einen Augenblick besinnen; dann nahm er Stellung an. Ich hatte ihn mitten aus einer andern Welt zurückgeholt, in der er Militär, Ginrückten, alles vergessen hatte. Nun, was stehen Sie denn noch hier? Längst ist es Zeit zum Abendrapport! Seine Augen waren glänzender als gewöhnlich; er ließ das Kerzlein fallen, machte Kehrt und wandte sich dem Ausgang zu. Zum Donnerwetter, der hat wirklich die Zeit verpaßt; eine Viertelstunde zu spät! Trotzdem ich ärgerlich war, daß gerade einer aus meinem Zug und dazu just der Götz Anlaß gebe zur Bestrafung, hatte ich doch Freude daran, wie er voll Begeisterung mitgesungen. Er hatte sich ganz verloren an die Stimmung der Stunde, was ich umso eher begreifen konnte, da er mir als strenger Katholik bekannt war. Ich selbst war ja so voll von all den schönen Eindrücken...

Der folgende Tag führte uns auf großem Marsch wieder in die Kaserne zurück. Am Vormittag kam der Kompagniechef zu mir: „Was war denn das gestern Abend für eine Geschichte mit Füsilier Götz aus Ihrem Zug?“ Ich erzählte, ich entschuldigte und rühmte seine sonstige Gewissenhaftigkeit und Tüchtigkeit, ich tat alles, um ihn vor der drohenden Strafe zu schützen. Der Hauptmann machte ein bedenkliches Gesicht: „Ja, sehen Sie, das ist ja alles recht schön und gut, und wir könnten ihn wegen der verspäteten Rückkehr schließlich auch laufen lassen; aber der Feldwebel meldet mir, daß Götz, als er endlich angekommen sei, Lärm geschlagen und geschrien habe. Die Unteroffiziere hätten ihn zur Ordnung gewiesen, aber er habe geflucht: er wolle keinen Arrest, er sei Familienvater und würde die Schande nicht ertragen; kurz, man habe ihn noch auf die Wache gebracht. Er sei übrigens etwas betrunken gewesen...“ Das freilich änderte die Sachlage. Der Kompagniechef wollte ihm vier Tage Arrest geben, und ich selber konnte nicht mehr viel gegen die Strafe sagen; doch führte ich nochmals alle mildernden Umstände auf und brachte es dazu, daß mein kleiner Soldat nur zwei Tage sitzen mußte, allerdings bei Wasser und Brot.

Den ganzen Tag mußte ich über den Vorfall nachdenken. Götz tat mir herzlich leid, und ich wußte, wie schwer er daran zu tragen hätte. Sein Ansehen unter den Kameraden

war verspielt, sein ganzer Ehrgeiz tief verwundet. Seine Buben hatten einen Vater, der im Cachot gelesen... Ich ging wiederum zu meinem Hauptmann: „Wäre es nicht besser, ihm nochmals den Standpunkt gründlich klar zu machen? Es nützt sicher mehr als die harte Strafe!“ Aber mein Vorgesetzter wollte nichts davon wissen: ich sähe, wohin das bloße Predigen führe, er müsse bestraft werden. Dabei blieb es, und die Strafe wurde bestätigt vom Schulkommando.

Am Abend waren wir wieder zu Hause. Die Soldaten waren, obgleich müde, in fröhlichster Stimmung. Sie sangen in den Gängen, Spässe flogen hin und her, und als die Zeit des Hauptverlesens da war, freute man sich erst recht, da es noch Ausgang in die Stadt gab. Die Kompagnie stand wohl gerichtet in breiter Formation auf dem Kasernenhof. Die Kläppi glänzten, von den letzten schrägen Sonnenstrahlen beschienen, und darunter gebräunte, frohe Gesichter. Die Kastanienbäume warfen geballte Schatten auf den Kies, die Fenster der Kaserne schauten so abendlich herunter — eine müde Ruhe lag auf dem weiten Platz. Die Kompagnie hatte die Befehle erhalten, unbeweglich standen die Reihen da. Nun trat der Hauptmann vor die Mitte. „Füsilier Götz!“ Er kam gesprungen. „Rechtsumkehrt!“ Götz erhält zwei Tage scharfen Arrest wegen ungehörigen Benehmens. Eintreten! Ich sah, wie Götz zitterte; fast konnte er sich nicht mehr halten; aber er sprang wieder an seinen Platz. Die Kompagnie wurde entlassen, alles strömte dem Ausgang zu. Die Leute aus meinem Zug standen zusammen und redeten heftig; sie deuteten auf mich und ihren Kameraden. Da sah ich, wie Götz sich mir näherte; wie ein geschlagener Hund schaute er zu mir hinauf und wollte reden. Ich wußte wohl, was er mir sagen werde, und suchte ihn aufzumuntern; so ein Arrest sei doch nicht schlimm, das komme ja fast alle Tage vor und sei nach einer Woche längst wieder vergessen; aber er schüttelte nur den Kopf: Die Schande, die Schande! Ob er begreife, daß diese Strafe nötig sei, ja? Wegen der andern, wegen der Disziplin, und gerade bei ihm, der wisse, was soldatischer Geist sei. Er verstand es wohl; aber was nützte mein Zureden. Vor der ganzen Kompagnie entehrt zu werden, strenger Arrest, die Schande er-



Früh Obwald, Zürich-München.

Am Bodensee (1910).

trage er nicht! Er wurde geholt, und ich verließ ihn mit dem Bewußtsein, daß diesem starren Ehrbegriff mit keinem Ueberredungsversuch beizukommen sei. Er tat mir Leid, und ich ängstigte mich sogar ein wenig.

Tags darauf, ich egerzierte eben mit meinem Zug auf dem Kasernenplatz, sah ich, wie ein Arrestant von zwei Wachsoldaten aus dem Tor geführt wurde. Jeder mit Cachot Bestrafter wird täglich eine Weile an die frische Luft geführt, und so kam auch Füsilier Götz ein wenig in den morgenhellen Hof. Er blickte in die Sonne, stand still und schaute zu, wie die Kameraden gebrüllt wurden. Ich kommandierte Taktschritt, den Götz jeweils so schneidig geklopft hatte, da bemerkte ich, wie jener wankte und von den Wachsoldaten gehalten werden mußte. Ich eilte hinzu; er war totenbleich und schien älter geworden zu sein. Traurig, aber entschlossen sah er mich an und ließ sich

wegführen, ohne umzusehen. Mir war sehr schmerzlich zu Mut, und ich gelobte mir, ihn nach seiner Freilassung mit aller Schonung zu behandeln; er dauerte mich unendlich, der kleine Mann. Ich dachte an seine schene Frau und die pausbäckigen Buben, an die Freuden, die er mir durch sein flottes Wesen und seinen Eifer bereitet hatte — ich war nicht mit vollem Herzen bei der Arbeit...

Wir Offiziere saßen beim Mittagsmahl, da erschien ein Soldat von der Wache und rief meinen Kompagniechef heraus; ich folgte, mir ahnte nichts Gutes. Sie sprachen aufgeregter und eilten in das Kellergeschoß zu der Eisentüre des Arrestlokals. Eine feuchte muffige Luft schlug uns aus dem kleinen Raum entgegen, wo ein Unteroffizier eine Blendlaterne hoch hielt. Von dem Gitter des hohen trüben Fensterchens hing am Betttuche die Leiche des kleinen Götz...

Stille Fahrt

Leise der See in Kühle schauert,
Gurgelnd errauscht die Flut am Kiel —
Nacht auf den stillen Wassern trauert.

Gleite, mein Kahn, in Abendhelle,
Wo sich im letzten Tageschein
Silbern noch glänzend wiegt die Welle.

So zwischen Licht und Dunkel ziehen
Leutlos die bleiche Fahrt wir hin,
Nur so im Traum die Ufer fliehen.

Wenn uns die schwarzen Fluten fassen,
Werden sie tief von Qual zu Qual
Wehrlos und bang uns sinken lassen?

Oder, was ruhlos, sanft bezwingen,
Enden und lösen Nacht in Licht
Einstmals nach angstvoll kurzem Ringen?

Schwer in die Tiefen sank die Frage;
Ueber die dunkeln Wasser hin
Strich eine leise Totenklage...

Helene Mende, Bern.

Fritz Ohwald.

Mit Bildnis des Künstlers, zwei Kunstbeilagen und sieben Reproduktionen im Text.

Diese Ueberschrift erscheint nicht zum ersten Mal in der „Schweiz“. Sie stand schon in dem Heft vom 15. Februar 1907. Damals galt es, den jungen Zürcher Maler den Lesern dieser Zeitschrift vorzustellen. Nicht daß er damals etwa noch ein Anfänger gewesen wäre. Schon kannte man ihn, der in München bei Gysis und Wilhelm Diez studiert hatte, von Ausstellungen in der dortigen Sezession und hatte sich seinen Namen gemerkt, und im Zürcher Künstlerhaus, das heute nicht mehr steht, war er im Herbst 1906 gleich mit einer ganzen Kollektion von Bildern vor seine engern Landsleute getreten und hatte sich ihnen ehrenvoll empfohlen. Inzwischen hat er sich nun aber noch weiter in Deutschland herum einen guten Namen gemacht. Eine Ausstellung in Leipzig im verflossenen Jahr war von geradezu sensationellem Erfolg begleitet; die Mehrzahl der Bilder — und es waren ihrer sehr viele — fanden Liebhaber; man erinnerte sich in Leipzig kaum an einen ähnlichen ebenso glückhaften Aussteller. Ohwalds Kunst hatte es den Leipziguern recht eigentlich angetan. Es war ein durchaus siegreicher Vorstoß nach Norden. Im Süden aber, an der Isar, wo Ohwald seine Lehre empfangen und seine ersten Sporen sich verdient hat, behielt man den Künstler ebenso fest im Auge. Ohwald gehört zu den Stammgästen der feinen „Modernen Galerie“, die Heinrich Thannhauser an der Theatinerstraße eingerichtet hat, und es ist noch nicht lange her, daß diese Kunsthandlung eine kleine Publikation in die Welt gehen ließ, die einzig und allein Fritz Ohwald galt und worin ein Münchner Kunstberichterstatter mit sympathischen Worten den Schweizer Maler charakterisierte, unterstützt durch ein Duzend guter Reproduktionen von neuesten Arbeiten Ohwalds. Von den dort abgebildeten Arbeiten schmücken zwei auch diese Nummer: der Bach im Winter (s. nebenstehende Kunstbeilage) und das Strandleben in Noordwijk (S. 447*).

* Die Wiedergabe dieser Bilder erfolgt mit Genehmigung der Modernen Galerie H. Thannhauser, München. M. v. H.

Als Schneemaler rühmt jener Text unsern Künstler mit besonderer Wärme. Wohl nur ganz wenige ebenbürtige Rivalen habe heute Ohwald auf diesem Gebiete, und es dürfte kaum einen geben, der ihn in der unmittelbar überzeugenden Darstellung z. B. des frisch gefallenen, schwer auf Baum und Strauch lastenden Schnees überträfe. Dieses Lob wird der meisterhaft breit und sicher hingesezte „Bach im Winter“ mit seiner strahlenden Helligkeit, wie sie einem sonnigen Wintertag eignet, wahrlich nicht Lügen strafen.

Italien, das Ohwald zu Beginn des Jahres 1907 als Einleitung zu seinem jungen Eheglück aufgesucht hat, scheint seine malerische Produktion nicht sonderlich angeregt zu haben. Wenigstens ist uns kein Bild bekannt, das südliche Natur festhielt. Er ist dem Norden nicht untreu geworden, und deutsche Landschaften sind es, die ihn gefesselt, die sein Schaffen befruchtet haben. Die Illustrationen dieses Heftes sprechen dafür.

Im letzten Schweizerischen Salon, der vergangenes Jahr ich im Zürcher Kunsthaus etabliert hatte, sah man in dem den Schweizern in München eingeräumten Saal zwei Bilder Ohwalds, die den Hafen von Lindau zum Gegenstand hatten: beide von einer die Augen sofort auf sich ziehenden farbigen Frische, flottem, temperamentvoll breitem und keckem Vortrag, strahlender Sonnigkeit. Das eine hat die Eidg. Kunstkommission als Bundesankauf erworben; es ist der S. 449 abgebildete „Lindauer Hafen“. Die Reproduktion gibt nur und kann im Grunde nicht viel mehr geben als einen annähernden Begriff von einem solchen Werk, in dem alles in ein flirrendes Farben- und Lichtmedium gehüllt ist, wo der Künstler mit hurtiger Sicherheit darauf bedacht ist, die Impression in allen ihren flüchtigen hülfsenden Reizen, all ihrer momentanen Bewegung mit dem Pinsel zu notieren. Einer dieser Reize besteht hier z. B. in der enorm geschickten Wiedergabe der blitzenden, funkelnden Metallinstrumente der konzertierenden Militärmusik. Vortrefflich ist Ohwald die Schilderung der Staffage, die den Hafenplatz